

Predigt zu 1Sam 1, gehalten am 4. Juli 2021 in der Stadtkirche Burgdorf  
 von Walter Dietrich, Bern

Gnade sei mit euch und Friede: von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Liebe Gemeinde –

mit dem Kinderkriegen ist es so eine Sache. Als Mann verstehe ich davon nicht so viel, aber immerhin: drei Kinder habe ich zwar nicht selbst gekriegt, aber mit grossgezogen. Und Sie alle haben Erfahrung mit diesem Thema, haben sich Gedanken gemacht dazu. So wissen wir es alle: Manchmal kommt ein Kind, wo gar keins gewollt war. Manchmal kommen statt des erwarteten *einen* Zwillinge oder gar Drillinge – und bringen die ganze Lebensplanung durcheinander. Es wird viel debattiert in unserer Zeit: über Verhütung und Abtreibung, über pränatale Diagnostik (ob etwa ein behindertes Kind zur Welt kommen könnte), über Nachrichten zur Einkind- oder Zweikind-Politik Chinas (d.h. über Versuche zur Regulierung des Bevölkerungswachstums), über neckische Schlagwörter wie «DINKY» (das ist die Abkürzung für «double income, no kid», also für Paare, die kein Kind wollen, um ein unbeschwerteres, wohlhabenderes Leben führen zu können). Und es gibt immer mehr Frauen, aber auch Männer, die mit einem Kind *allein* bleiben: Alleinerziehende. Oder gleichgeschlechtliche Elternpaare. Es gibt so viel Aufregendes und Neues in diesem Zusammenhang, dass ein Problem leicht vergessen geht, das es *auch* gibt, und zwar seit Urzeiten: die *Kinderlosigkeit*. Keine Kinder zu bekommen, obwohl man oder frau dringend welche haben möchte: das ist schlimm.

Die Geschichte einer solchen kinderlosen Frau steht am Anfang der Samuelbücher, in 1 Samuel 1. Die Frau heisst Hanna, und sie ist die Gattin eines gewissen Elkana, der mit seiner Familie vor rund 3000 Jahren im mittelpalästinischen Bergland lebte. Er ist wohlhabend genug, sich *zwei* Frauen leisten zu können: neben Hanna, seiner Hauptfrau, die er sehr liebt, die aber eben keine Kinder bekommt, eine Nebenfrau, die überaus kinderreiche Peninna. So ist zwar für Nachkommenschaft gesorgt – aber auch für innerfamiliären Unfrieden. Hanna ist unglücklich und Peninna wird hochnäsiger. Hanna neidet Peninna ihre Kinder, und Peninna Hanna ihre Vorzugsstellung bei Elkana.

Ich denke, Hanna hatte das schwerere Los gezogen. Keine Kinder zu haben, bedeutete für eine Frau in Altisrael, dass sie ihren Hauptdaseinszweck nicht erfüllte, dass sie auch für ihr Alter keine Sicherheit hatte. Das ist heute natürlich anders. Heute wissen sich Frauen auch auf andere Weise zu verwirklichen als durch Kinderkriegen. Heute sichern sie sich besser durch Arbeit und Rente als durch Söhne und Töchter. Auf der anderen Seite aber, das wissen Sie auch, gibt es Frauen (oder Paare), die unglücklich sind, weil sich ihr Kinderwunsch nicht erfüllt. Das Warten von Periode zu Periode, von Jahr zu Jahr. Die unangenehmen Untersuchungen. Das fertig eingerichtete, aber nicht genutzte Kinderzimmer. Die Ungeduld der Schwiegereltern, die herausfordernd runden Schwangerschaftsbäuche der Freundinnen, die Bemerkungen der Nachbarn. Die mancherlei Ablenkungsversuche: ein niedlicher kleiner Hund, eine luxuriöse Ferienreise. Womöglich grosse Mühen und Kosten, um die moderne Fortpflanzungsmedizin zu nutzen. Und wenn's trotzdem nicht klappt? Eine Katastrophe, oft auch heute noch.

Elkana und Hanna und Peninna (mit deren vielen Kindern) zogen jedes Jahr einmal – wohl zum Erntedankfest, es war eine Bauernfamilie – zu dem Wallfahrtsheiligtum von Schilo. Dort trafen sich die Familien der ganzen Region, dort feierte und festete man, dort dankte man Gott für alles Gute, das man erfahren hatte, dort bat man auch um Segen für die Zukunft, einschliesslich der Erfüllung unerfüllter Wünsche.

Für Hanna war die Wallfahrt nach Schilo immer eine zweischneidige Sache. Einerseits etwas Schönes: ein Fest, gutes Essen, feierliche Gottesdienste, heisse Gebete, glückliche und hoffnungsvolle Gesichter. Andererseits etwas Trauriges: Wieder ein Jahr vorbei – ohne Kind. Sie wieder ein Jahr älter, der Ruch der unfruchtbaren Frau immer unerträglicher, Peninna dagegen vielleicht schon wieder schwanger, klares Zeichen, dass es an Elkana nicht lag, wenn Hanna keine Kinder bekam. Und obendrein noch Gifteleien vonseiten der Rivalin. Für die lag es – gerade am Erntedankfest – nahe, Hanna Salz in ihre schlimmste Wunde zu reiben: die Kinderlosigkeit. Elkana hörte die Sticheleien, bemerkte die unguete Stimmung, gab sich alle Mühe, die traurige Hanna zu trösten. Schob ihr beim Festessen die besten Happen zu (sehr zum Missfallen Peninnas), sagte einmal sogar: «Warum weinst du und warum isst du nicht und warum ist dein Herz böse? Bin ich nicht besser für dich als zehn Söhne?» Rührend, nicht wahr? Man könnte allerdings auch denken – und vor allem frau wird denken –: Wie tolpatschig! Meint, *er* könne aufwiegen, was seiner Frau so schmerzlich fehlt. «Ich, besser als zehn Söhne!» Ach, Mann, hast du eine Ahnung!!

Normalerweise schluckte Hanna ihren Kummer still hinunter. Jetzt aber, als Elkana sie so ungeschickt zu trösten versuchte, sprang sie auf und lief davon. Elkana, Peninna und die Kinder waren verduzt, betroffen und wohl auch empört: So etwas tut man doch nicht (tut *frau* doch nicht)! Erlaubt sich, allen anderen die Festfreude zu vermiesen! *Sie* hat doch ein Problem, nicht *wir*! Soll sich doch zusammenreißen, überhaupt, wo Elkana so nett zu ihr ist. Die Kinder fassen sich als erste wieder, greifen zu, beginnen zu schwatzen, und schliesslich hat die fröhliche Tischrunde den unliebsamen Vorfall verdrängt. Soll Hanna doch machen, was sie will; wird schon wiederkommen, wenn sie sich beruhigt hat – und sich hoffentlich gehörig entschuldigen.

Hanna aber tut etwas, was sie noch nie getan hat: Sie geht allein hinauf zum Heiligtum, dorthin, wo in einem allerheiligsten Bezirk die Gottheit verehrt wird; wo nur kultisch reine Personen Zutritt haben, in der Regel Männer (so war es jedenfalls später im Jerusalemer Tempel). Am Eingang des Heiligtums von Schilo saß der alte Oberpriester Eli und wachte über der Heiligkeit der Stätte. Vielleicht war er ein bisschen schläfrig und nahm gar nicht recht wahr, wie da eine Frau an ihm vorbei bis zur Gottheit vordrang.

Hanna «stellte sich vor Jahwe hin», heisst es in der Bibel. «Jahwe», das war der Name des Gottes Israels, den Jüdinnen und Juden bis heute aus Ehrfurcht nicht aussprechen; sie sagen «der Herr» oder «der Ewige» oder «der Name». Also jedenfalls der unermesslich heilige Gott, dem man sich nur in höchster Scheu und Ehrfurcht nähert. Hanna nun «trat vor Jahwe hin» – und schwieg. So hatte es jedenfalls den Anschein. Sie sang nicht (ein frommes Psalmlied), sie sprach nicht laut, sie murmelte nicht einmal (ein liturgisches Gebet). Und doch arbeitete etwas in ihr. Der Priester hatte sie inzwischen ausgemacht und beäugte sie zunehmend scharf. Da sah er, dass ihre Lippen sich bewegten, wohl auch, dass in ihrem Körper etwas vorging, eine Anspannung, ein Wippen, ein Fäusteballen oder Händeausstrecken (schauen Sie auf das eindruckliche Gemälde Chagalls auf Ihrem Handzettel!) – und der fromme Mann dachte: Das gehört sich nicht! Nicht hier! Die ist wohl betrunken! So ein Spektakel aufzuführen vor der Gottheit – das dulde ich nicht! «He», raunzt er sie an, «wie lange willst du dich betrunken aufführen? Gib deinen Wein von dir und geh weg von Jahwe!»

Das ist grob. Ob der Priester auch einen Mann so angefahren hätte?

Sie kennen ja auch, liebe Gottesdienstbesucher, diese Schilder in manchen Domen: «Bitte verhalten Sie sich dieses Gotteshauses würdig! Stören Sie nicht die Andacht!» Nun hatte Hanna zwar nicht *laut* gestört, *leise* aber doch. Ihr purer Anblick war für den traditionsbewussten Priester eine Herausforderung. Anders als *er* erfahren *wir* freilich, was sie da «vor Jahwe» gemacht hat: Sie betete. Nicht liturgisch, sondern *frei*. «Jahwe Zebaot», sagte sie – das waren der Name und der Beiname des Gottes von Schilo, seine offizielle Titulatur sozusagen. Zebaot bedeutet deutsch «Heerscharen»; Jahwe war also nicht allein, sondern

umgeben von himmlischen Heerscharen – die ja dann auch den Hirten auf dem Feld vor Betlehem erschienen und sangen: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden».

«Jahwe Zebaot», sagte Hanna also, «wenn du die Erniedrigung deiner Magd wirklich ansiehst und meiner gedenkst und deine Magd nicht vergisst und deiner Magd einen männlichen Nachkommen gibst...» Das ist der Wenn-Satz; der Dann-Satz kommt gleich. Zuerst formuliert Hanna, was sie sich von Gott wünscht. Er möge ihre «Erniedrigung ansehen» und ihrer «gedenken» und sie «nicht vergessen». Dreimal das Gleiche, immer ein bisschen anders, höchst eindringlich: Hier, ich – ich fühle mich erniedrigt, übersehen, vergessen. Ich bin in meinem Elend allein, bin unglücklich über mein Schicksal als kinderlose Frau, verloren in meiner Familie, randständig in dieser Gesellschaft. Aber du, Gott, du übersieh mich doch nicht, vernachlässige mich nicht, lass mich nicht im Stich, hilf mir! Schenk mir einen männlichen Nachkommen. Feministinnen werden zusammenzucken: Warum einen *männlichen* Nachkommen? Nun, Mädchen waren in Israel *auch* willkommen; aber in einer patriarchalen Gesellschaft braucht's in erster Linie einen Jungen: einen, der den Namen und das Erbe der Familie weiterträgt; der in der Gemeindeversammlung Stimmrecht hat, der seine Mutter notfalls in Schutz nehmen kann. So war das eben damals, darüber können wir als über etwas Zeitgebundenes hinwegsehen. Heute würde Hanna einfach sagen: Gott, ich will ein Kind!

Und jetzt die Frage an uns: Brächten wir es fertig, unsere Wünsche so dringlich Gott vorzubringen? Vermögen wir zu glauben, dass er da ist, dass er hört, dass er mitfühlt, dass er Mitleid hat, dass er sich kümmern wird? Wir sind ja voller Zweifel (ich nicht weniger als Sie): Gott – wer ist das überhaupt? Gibt es ihn noch? Warum interessiert er sich so wenig? Warum tut er nichts? Da gibt es nicht nur kinderlose Frauen und Paare. Es gibt in soziale Schieflage geratene Menschen. Flüchtlinge. Ganze Völker, die unbarmherzigen Regimes ausgeliefert sind. Es gibt Menschen, die vollkommen allein sind (oder sich so fühlen). Es gibt Menschen, die Schmerzen leiden – und nicht nur Menschen. Die Tierwelt leidet: Tierversuche, Massentierhaltung, Artensterben. Die ganze Kreatur leidet: Trockenheit, Überschwemmungen, Monokulturen, Pestizide, abgeholzte Regenwälder, auftauende Arktis. Und Gott? «Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden» – wo denn? Wer sieht die Erniedrigung an, wer gedenkt der gequälten Geschöpfe, der notleidenden Schöpfung? Gott?

Ja, Gott, würde Hanna sagen. Wer denn sonst? Wir kennen doch den Gott Israels seit jeher. Wir wissen, wie er in der Vergangenheit den Seinen immer wieder geholfen hat. Wir Christenmenschen kennen Jesus Christus und wissen von ihm, dass Gott *Liebe* ist. «Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Hohes noch Tiefes noch irgendein anderes Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn», schreibt Paulus im Römerbrief. Und daraufhin, meint er, könnten wir *beten*. «Wir wissen nicht, was wir eigentlich beten sollen. Der Geist selber jedoch tritt für uns ein mit wortlosen Seufzern».

Dieser Geist war es, der Hanna «wortlos seufzen» – und sie im Stillen doch Worte finden liess. Und er gab ihr nicht nur ihre dringlichen Bitten ein, sondern auch ein überaus kühnes Versprechen. *Wenn* du mir einen Sohn schenkst, sagt sie, *dann* «bringe ich ihn vor dich für alle Tage seines Lebens». Das klingt fast verrückt: Das Kind, nach dem sie sich so sehnt, will sie Gott wiedergeben! Es ist aber gar nicht verrückt, denn dazu muss sie das Kind ja erst einmal *bekommen*! Der Bann ihrer Unfruchtbarkeit muss durchbrochen werden. Sie wird zur Frau, die mit den anderen mithalten kann, die angesehen und glücklich ist. Ich Hanna, die Kinderlose, werde Mutter. Und wenn mir dieser Wunsch erfüllt ist, bin ich bereit, auch dir, Gott, einen Wunsch zu erfüllen. Denn ich weiss es schon jetzt: Es wird ein prächtiger Sohn sein, den ich zur Welt bringe. Einer, den du, Gott, brauchen kannst. Einer, auf den du gerade schon gewartet hast. Also werde ich ihn dir geben. Ich bringe ihn zu deinem Heiligtum, hierher nach Schilo. Hier soll er heranwachsen zu dem, den du haben willst, den du brauchen kannst.

Eigentlich ganz schön selbstbewusst, diese Frau. (Schauen Sie gern wieder auf das Chagall-Bild; ehrlich gesagt habe ich mir Hanna früher immer sanfter vorgestellt, frömmer – nicht so kraftvoll, energisch. Aber Chagall hat recht.) Hanna verhandelt mit Gott sozusagen auf Augenhöhe: *Ich* brauche *dich*, damit ich einen Sohn bekomme – und *du* brauchst *mich*, damit ich den bekommst, den du brauchst.

Eli wusste von alledem nichts. Er meinte, die Frau sei betrunken, und er müsse sie von Gott wegweisen. Sie aber, davon war sie überzeugt, war gerade mit Gott handelseinig geworden. «Nein, mein Herr», antwortet sie dem Priester (und jetzt gebe ich gerade nur den Wortlaut der biblischen Erzählung wieder), «nein, Wein und Bier habe ich nicht getrunken, sondern eine Frau hartbedrückten Gemütes bin ich und habe mein Inneres ausgeschüttet vor Jahwe. Halte deine Magd nicht für eine nichtswürdige Person! Weil ich so viel zu klagen habe, habe ich bis jetzt geredet». Und Eli (ich füge hinzu: wohl einigermaßen erschrocken und beschämt) antwortete und sprach: «Geh in Frieden! Und der Gott Israels gebe dir, was du in deiner Bitte von ihm erbeten hast!» Und sie sagte (ich füge wieder hinzu: bescheiden und grossmütig zugleich): «Möge deine Magd Gnade finden in deinen Augen!» Und die Frau ging ihres Weges, und sie ass, und ihr Gesicht war nicht mehr (wie vorher). Und sie standen am Morgen auf und warfen sich vor Jahwe nieder und kehrten zurück und kamen in ihr Haus nach Rama. Und Elkana erkannte Hanna, seine Frau, und Jahwe gedachte ihrer. Und es geschah im Verlauf des Jahres, und Hanna wurde schwanger. Und sie gebar einen Sohn.»

Schlag auf Schlag geht das! Die bisher unfruchtbare Hanna ist fruchtbar geworden! Sie wurde das, was sie unbedingt sein wollte: Mutter.

Mit einer solchen Familien- bzw. Frauengeschichte beginnen die Samuelbücher. Diese aber handeln nicht nur von Familien- und Frauenproblemen, sondern von ganz anderen: gesellschaftlichen, politischen. Ihr Hauptthema ist die Entstehung eines Staates im alten Israel. Die Israeliten waren nämlich bis dahin nicht staatlich organisiert. Sie lebten, verstreut über das Bergland Palästinas, in kleinen Dörfern und Städtchen zusammen: als Familien, Sippen und Stämme – etwa so, wie die Helveter, bevor sie sich zu einer Eidgenossenschaft und am Ende zu einem Staat zusammenschlossen. Es gab Talschaften, allenfalls Kantone – aber keinen Bund, und schon gar keinen König.

Dieses Gesellschaftsmodell hatte durchaus Vorteile. Jeder konnte so ziemlich das tun, was er wollte. Es hatte aber auch Nachteile: Wenn jeder nur für sich selbst schaut, wenn jede Sippe allein den Kampf ums Überleben führt, kann jedes aussergewöhnliche Ereignis zu Schieflagen oder in Notsituationen führen. Wehe, in einem Gebiet fällt überdurchschnittlich lang kein Regen. Oder es gibt bei dieser Frucht, bei jenem Getreide eine Missernte. Oder eine Tierseuche breitet sich aus. Oder eine Krankheit bei den Menschen. Oder schlechte Typen bekommen in einer Gegend die Oberhand. Oder es fallen gar Feinde von aussen her ein: Dann fehlt zwischen den Dorf- und Talschaften der Ausgleich und der Zusammenhalt, dann ist da keiner, der für Ordnung und Frieden sorgt.

Die Samuelbücher nun erzählen, wie Israel von der Sippen- und Stammesordnung zu einer Staatsordnung fand – und dabei doch bestrebt war, im neu geschaffenen Staat den Stämmen und Sippen, den Familien und den Individuen ihre Rechte und ihre Würde zu wahren. Wie lässt sich ein Weg finden zwischen chaotischer Willkür und autoritärer Herrschaft? Laut der Bibel half dem Volk Israel sein *Gott*, einen solchen Weg zu finden. Und Gott bediente sich dazu eines menschlichen Mittelsmannes, und das war – Samuel.

Samuel, der auf wunderbare Weise zur Welt Gekommene und in die Obhut des Priesters Eli Gelangte, sollte Israel den Weg von der Stammes- zur Staatsordnung weisen. Er fand mit Gottes Hilfe den ersten König, Saul, und später auch den zweiten König, David. Danach war alles einigermaßen gut aufgegleist. Eine fast ein halbes Jahrtausend anhaltende Staatsgeschichte hatte begonnen, in der Israel zu einer neuen Identität fand und Aussergewöhnliches zustande brachte. Insofern ist die Geschichte von der Geburt Samuels in

mehrfacher Hinsicht eine Anfangsgeschichte: Eine Frau findet zu einem neuen, erfüllten Leben. Ein Kind findet den Weg in die Welt und an den richtigen Ort. Und alsbald wird ein Volk zu einer neuen Lebensform finden.

Es ist in der Bibel oft so, dass Menschen, die zu Ausserordentlichem ausersehen sind, nicht so zur Welt kommen und aufwachsen wie alle andern, wie Sie und ich, sondern irgendwie besonders. Abraham, der Urahn Israels, erhielt zwar die Verheissung einer zahlreichen Nachkommenschaft, doch seinen ersten und einzigen Sohn Isaak bekam er erst nach endlos langem Warten, weil seine Frau Sara unfruchtbar schien. Mose, der Befreier Israels aus der ägyptischen Sklaverei, wurde als Baby in einem Schilfkörbchen auf dem Nil ausgesetzt und gelangte so ins Haus der Pharaonentochter, die ihn aufzog. Salomo war die Frucht einer illegalen Verbindung Davids mit einer verheirateten Frau, Batscheba, deren Gatten David aus dem Weg räumen liess. Johannes der Täufer kam zur Welt, nachdem seine Eltern, Elisabet und Zacharias, ohne Kinder alt geworden waren; als dem Zacharias von einem Engel dann doch die Geburt eines Sohnes angekündigt wurde, konnte er es gar nicht glauben – und wurde mit Stummheit bestraft, bis das Kind schliesslich da war. Jesus war nicht einfach der Sohn Marias und Josefs, sondern irgendwie war an seiner Zeugung der Heilige Geist beteiligt, und geboren wurde er nicht in ordentlichen Verhältnissen, sondern in einem Stall in Betlehem.

Die Beispiele liessen sich vermehren. Wenn Gott einen Menschen zu etwas Besonderem gebrauchen will, dann lässt er ihn (oder sie) zuweilen einen ungewöhnlichen Lebensanfang haben. Vor grossen Veränderungen müssen manchmal schwierige Durchgänge bewältigt werden. So auch im Fall von Hanna und Samuel. Dafür, dass dieses Kind auf die Welt und dann ans Heiligtum von Schilo kam, dazu bedurfte es einer sehr besonderen, einer vom Schicksal nicht verwöhnten, aber ungemein starken Frau. Und eines gnädigen Gottes.

Zum Schluss, liebe Gemeinde, verrate ich Ihnen noch eine Einzelheit. Hanna gibt ihrem glücklich zur Welt gebrachten Sohn seinen Namen. Er solle, sagt sie, «Samuel heissen, weil ich ihn von Jhwh Zebaot *erbeten* habe». Das hebräische Wort für «erbitten, Bitte» klingt zwar an «Samuel» an, noch viel deutlicher aber an einen anderen Namen: «Saul». Tatsächlich kommt auch dieser Name in 1. Samuel 1 vor. Als Hanna ihren Sohn dem Priester Eli übergibt, erklärt sie diesem: «Ich bin die Frau, die bei dir hier gestanden hat, um zu Jahwe zu beten. Um diesen Knaben habe ich gebetet. Und Jahwe hat mir gegeben, was ich in meiner *Bitte* von ihm *erbeten* habe. Und ich habe ihn meinerseits zu etwas von Jahwe *Erbetenem* gemacht. Alle Tage seines Lebens sei er ein *Erbetener* für Jahwe!» Wieder mehrfach das Wort «bitten, Bitte». Und die Passivform, der «Erbetene», ist im Hebräischen exakt identisch mit dem Namen Scha'ul! Eben so aber wird der erste König Israels heissen, den Samuel auf den Thron zu heben hat. Das ist eine Feinheit, die man aus Bibelübersetzungen nicht heraushört: dass in der Geschichte von der Geburt Samuels insgeheim schon die Geschichte von der Geburt des Staates Israel präsent ist. Ist das nicht geheimnisvoll? Und verheissungsvoll? Davon wird näherhin in den weiteren Predigten dieser Reihe die Rede sein.

Und der Friede dieses Gottes, der alle Vernunft übersteigt, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.